

Farne : Zauber- und Heilpflanzen

Autor(en): **Rieder, Marilise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Topiaria helvetica : Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2007)**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-382430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Farne

Zauber- und Heilpflanzen

Die Farne fielen den Menschen schon früh auf; wie sie nach langer Winterzeit herausstossen und sich entrollen, bieten sie einen faszinierenden Anblick. Nie sah man sie blühen und Früchte tragen, dennoch vermehrten sie sich. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Aus Träumen, Wunschen und der Nachhilfe gewitzter Abenteurer muss der Glaube an die beiden stärksten Zaubermittel «Farnsamen» und «Alraune» entstanden sein.

Farne blühten nur in der Johannis- und Neujahrsnacht. Mithilfe des Teufels konnte man die Farnblüten sammeln, doch riskierte man dabei sein Seelenheil. Besitzer von Farnsamen hatten Glück im Spiel und Erfolg bei Frauen. Sie besaßen übernatürliche Kräfte, verstanden die Sprache der Tiere und wurden bei Bedarf unsichtbar. «We have the receipt of fernseed, we walk invisible», lässt Shakespeare Gadshill in «King Henry IV» sagen.

Trotz ihrer teuflischen Samen waren die Farne Schutzpflanzen. Die Äbtissin Hildegard von Bingen (1098–1179) empfahl, Farne an Haus und Stall zu pflanzen, um den Teufel und Unwetter abzuwehren. Wo Farn wächst, fällt kein Hagel!

Der Arzt und Botaniker J. Tabernaemontanus (1520–1590) riet, Farnwedel überall hinstreuen, wo sich Schlangen verbergen könnten; das vertrieb sie. Farnwurzelstücke als Amulett getragen schützten vor dem «bösen Blick» und vor dem «Berufenwerden» (Verwünschen, Verfluchen). Kutscher banden ihren Pferden Farnblätter an die Ohren, um sie vor Teufelswerk und Hexerei zu bewahren. Ganz sicher hielt das die Fliegen und Bremsen ab, die ja (bekanntlich) Trabanten des Teufels sind. Trat ein Pferd zufällig auf eine Mondraute (*Botrychium lunaria*), verlor es unweigerlich das Hufeisen. Trat ein Mensch ahnungslos auf einen verborgenen Farn im Wald, wirkte dieser als «Irrwurz» und liess ihn im Kreis herum irren. Nur wenn er den linken Schuh zum rechten Fuss wechselte und umgekehrt, fand er den Heimweg.

Wie bei den Griechen war auch bei den Kelten und Germanen die Natur von unsichtbaren Wesen belebt: Erd- und Wasser-

geistern, Feen und Gnomen. Sie konnten wohlwollend oder, sobald sie nicht gebührend respektiert wurden, böse sein. Der christlichen Kirche gelang es nie, diesen Zauberlauben auszurotten. Im Jahr 1612 gab das Konzil zu Ferrara das Verbot heraus, während der Johannisnacht Heil- oder Zauberpflanzen zu sammeln, mit der speziellen Absicht, dem Einheimsen von Farnsamen einen Riegel zu schieben. Als Heilkräuter und vermutlich auch als Schutzpflanzen wurden die Farne geduldet.

Kapitelle romanischer Kirchen weisen zuweilen gestielte Spiralen auf, die an Farnschosse erinnern. Wir kennen solche aus der Kirche Saint-Andoche (12. Jahrhundert) in Saulieu, Burgund, aus Saint Guildas de Rhuis (11. Jahrhundert) und Loctudy (12. Jahrhundert), beide in der Basse-Bretagne. Die französische Beschreibung lautet: «jeunes frondes de fougères roulées en crosses»; «crosse épiscopale» bedeutet Bischofsstab. Er ist aus dem gekrümmten Hirtenstab entstanden, mit dem der Hirte seine Schafe zurückhalten und leiten kann. Christus wird als Hirte und auch als Apotheker dargestellt. Eingerollte Farnschosse könnten Vorbild gewesen sein für die kunstvoll gearbeiteten gotischen Krümmstäbe der bischöflichen Hirten. Das Motiv der Spirale, das schon den Kelten bedeutungsvoll war, ist ein Symbol für das Anwachsen und Abnehmen, das Werden und Vergehen. Die Natur birgt viele Varianten der Spirale.

Nachfolgend seien hier die Farne kurz beschrieben, die unseren Vorfahren wichtig waren:

Wurmfarn (*Dryopteris filix-mas*) aus der Familie der *Dryopteridaceae*, giftig. «Wünschelsame», «Johanniswurz» – diese Namen weisen auf den Farnsamenglauben. Den Wurmfarn nutzten schon die Ärzte der Antike als Mittel gegen den Bandwurm. Weil eine starke Dosierung nötig war, konnte es zu Vergiftungen, die bis zum Erblinden führten, kommen. Harmloser war ein Extrakt aus der Wurzel, das äusserlich bei Wadenkrampf und Rheuma angewendet wurde.

Die **Hirschzunge** (*Asplenium scolopendrium*) aus der Familie der *Aspleniaceae*, geschützt, mit ganzrandigen Blättern, die an Tierzungen erinnern. «Asplenon», Milzkraut (*splen* = Milz; *scolopendros* [griech.] = Tausendfüssler), nennt sie der griechisch-römische Feldarzt Dioskurides (1. Jahrhundert n.Chr.). Das Blatt mit den linear angeordneten Sporen (*sori*) soll einem Tausendfüssler gleichen. Mit «scalopendria» und «hirtzunge» bezeichnet Hildegard von Bingen den Farn in ihrer «Physica». Die Römer nannten das Heilkräut, das sie von den Kelten übernommen hatten, *herba celtica*.

Der Hirsch war das Symboltier keltischer Götter. Die Christen übertrugen ihn auf Christus, weil er, wie man glaubte, die Schlangen zertritt. Schlangen verkörpern das Böse. Im Klostergarten pflanzten die Mönche Hirschzungen an; bei ihnen hiess der Farn *cingulum Sanctae Mariae*, Mariengürtel. Die Blätter auf Wunden gelegt, stillten das Blut.

In lichten Wäldern, auf Heiden und Buschweiden wächst der **Adlerfarn** (*Pteridium aquilinum*) aus der Familie der *Dennstaedtiaceae*, giftig, geschützt. Er wuchs in den durch Feuerrodung entstandenen Lichtungen in der Bronzezeit. *Pteron* (griech.) = Flügel, Feder; *pteridios* – gefiedert. Seine Blattwedel sind zwei- bis dreifach gefiedert.

Der Dichter und Botaniker Adalbert von Chamisso (1781–1831) erklärt den Namen Adlerfarn in seinem «Heil-, Gift- und Nutzpflanzenbuch» (1827) mit «dem Querschnitt der Wurzel, der das Bild eines römischen Adlers zeigt».

In Hungerszeiten wurden die Rhizome geröstet, was sie entgiftete, und dann geschält und gegessen. Die Wedel dienten als Streu im Stall. Sie ergaben auch eine gute Füllung für Bettzeug; dabei wirkten sie gegen Rheuma und vertrieben erst noch die Wanzen und Flöhe. Auf den Viehweiden war der Adlerfarn den Bauern lästig. Er durfte nur am Tag der «Enthauptung Johannis» ausgerissen werden, sonst drohte Unheil.

Der grösste und stattlichste unserer Farne ist der **Königsfarn** (*Osmunda regalis*) aus der Familie der *Osmundaceae*, «sant cristofferus krut», geschützt. Er bildet in den Blattwedeln Sporangien-Rispen aus, die auffallen und ihn als sichtbar blühenden Farn auszeichnen. In Eichenwäldern, auf Moorböden, kann er bis zwei Meter hoch wachsen. Auch Christophorus war ein Riese, und als sein Wanderstab nach der Flussüberquerung mit dem Christuskind wunderbarerweise ausschlug, sah er aus wie die Sporangien-Rispe.

Die Kelten verehrten Eichenbäume; alle Pflanzen, die auf, an und unter ihnen vorkamen, hatten Heilkräfte, so auch der Königsfarn. In der bretonischen Volksmedizin diente *Osmunda* zur Behandlung von Hernien, Leberschäden, Gallensteinen und Schwellungen. Vermutlich sind es *Osmunda*-Schosse, die die Kapitelle der bretonischen Kirchen zieren.

Pflanzen, die auf Felsen oder Gemäuer wuchsen, nannten die ersten Naturforscher «*Saxifragia*», Stein-, Felsenbrecher. Sie wurden in der Volksmedizin gegen Blasen- und Nierensteine eingesetzt; als Zauberpflanzen brachen sie Mauerplatten und halfen Schätze heben.

Engelsüss, Tüpfelfarn (*Polypodium vulgare*), ist im Felsen und Gemäuer zu finden, geschützt. In frühen Kräuterhandschriften wird der Farn «*Saxifraga*» genannt. Er wächst auch häufig bei Eichen und zählte zum Heilpflanzenschatz der Kelten. Während Hunger- und Seuchenzeiten sollen Engel den verzweifelten Menschen die Pflanze gezeigt haben. Ihre Wurzeln können wie Süssholz gekaut werden; der Saft schmeckt süsslich und wirkt nährend, daher der Name Engelsüss. Aus dem Wurzelstock wurden diverse Heilmittel zubereitet, um «giftige Leiden» und «verharteten verstopften Bauch zu senfftigen» oder die «überflüssige Magengalle auszutreiben». In einem Zauberbüchlein wird Engelsüss nicht zum Schätzeheben gepriesen, sondern «um Bräute sanft und lieblich zu machen, dass sie nicht streiten».

Literatur

- Margaret Baker, *Discovering the Folklore of Plants*, Haverfordwest, Wales, 1988.
- M.Ed. Bonnet, *La Flore ornementale de l'Eglise Saint Andoche de Saulieu*, Bourgogne, 1911.
- Lys de Bray, *Fantastic Garlands. Anthology of Plants from Shakespeare*, Dorset, 1982.
- Herman Fischer, *Mittelalterliche Pflanzenkunde*, München, 1929.
- Martin Furlenmeier, *Das grosse Buch der Heilpflanzen*, Zürich, 1978.
- Helmut Genaust, *Etymologisches Wörterbuch der botanischen Pflanzennamen*, Basel, 1976.
- Loïc Girre, *Les vieux remèdes naturels*, Rennes, 1981.
- Ludwig Kroeber, *Das neuzeitliche Kräuterbuch*, Stuttgart, 1949.
- Anton von Perger, *Deutsche Pflanzensagen*, Stuttgart, 1864.
- Ruth Schneebeli-Graf, *Heil-, Gift- und Nutzpflanzenbuch von Adalbert von Chamisso*, Berlin, 1987.
- Hans Schöpf, *Zauberkräuter*, Graz, 1986.
- Carus Sterne, Aglaia von Enderes, Werner Hopp, *Unsere Pflanzenwelt*, Frankfurt a. Main, 1961.
- Jakob Theodor Tabernaemontanus, Caspar Bauhin, *Neu vollkommen Kreuterbuch*, Offenbach a. Main, 1731.
- Henri Waquet, *Art breton*, Paris/Grenoble, 1960.